



Professor Dr. Horst Sitta, Ordinarius
für Deutsche Sprache an der Universi-
tät Zürich

einmal alles besser gewesen sei, die Sprache, womöglich auch das Denken, und man kann weitere Bereiche einbeziehen. Belegt ist das nicht. Und: Zu gut wissen wir doch, daß Lob der Vergangenheit ein Denkmuster ist, das Tradition hat und Zuspruch umso mehr findet, je älter man wird. Mißtrauen ist also am Platz, zumal die Klagen normalerweise sehr pauschal formuliert sind.

Aber eben hier liegt auch ein Ansatz für mögliches fruchtbares Weiterfragen (und man muß ja nicht notwendig fragen, ob es heute schlechter ist als früher, man kann auch fragen, ob es heute gut genug ist): Die Klagen sind pauschal, ihre Ursache scheint eher ein diffuses Unbehagen, weniger ein wissenschaftlich begründetes Urteil zu sein. Läßt sich hier vielleicht Genaueres herausarbeiten? Läßt sich, wenn das gelungen sein sollte, vielleicht über Ansatzpunkte wie über Legitimation der geläufigen Klagen begründeter urteilen? Das Folgende soll einen Beitrag in diese Richtung leisten.

Klagen über Sprachverfall knüpfen normalerweise an geschriebene Sprache an. Dazu sollte man wissen: In der älteren Tradition unserer Schriftlichkeit folgte Schreiben so sehr anderen Regeln als Sprechen, daß die Frage gestellt werden konnte, ob die gesprochene und die geschriebene Variante (z. B. der deutschen Sprache) wirklich in einem Angang beschrieben werden können, ob eine Sprache vorliege.

Kuratoren sagen ihre Meinung

S PRACHVERFALL? – EIN DRITTES MAL

Es wird – wieder einmal – viel von Sprachverfall geredet; auch im SPRACHREPORT ist schon zweimal – durchaus kontrovers – zu diesem Thema Stellung bezogen worden (R. Hoberg: Sprachverfall? in: 0/85, K. Bayer: Noch einmal: Sprachverfall? in: 1/86).

Ich schätze das Wort *Sprachverfall* nicht besonders. Die Rede vom »Verfall« will uns suggerieren, daß früher

Das hängt damit zusammen, daß geschriebene Sprache ganz andere Aufgaben zu lösen hat als gesprochene, daß sie unter ganz anderen Bedingungen entsteht und daß sich – relativ zu diesen Aufgaben und Bedingungen – mit der Zeit ein je ganz eigenes Sprachinventar ausgebildet hat. In Stichworten angedeutet (ausführlicher dazu vgl. P. Sieber/H. Sitta: Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Aarau 1986, 121–136): Wer spricht, tut das in einer Situation, die ihn mit seinem Partner verbindet; Sprechen paßt sich wechselnden situativen Erfordernissen flexibel an, ist geprägt durch Spontaneität, weniger durch vorgängige Reflexion; Miteinander-Sprechen wird fortlaufend, oft im gemeinsamen Handeln der Partner, geplant und lebt vom Zusammenspiel der im engeren Sinne sprachlichen Mittel mit nichtsprachlichen (wie Tonfall, Tempo, Mimik, Gestik). Demgegenüber ist der Schreibende in der Regel allein (oder jedenfalls mehr bei sich als bei »dem anderen«, auch dort, wo er dessen Erwartungen und Haltungen einführend antizipieren kann); er ist gezwungen, alles sprachlich auszudrücken, sogar noch die Elemente der Situation, in der er mit seinem Partner kommuniziert; was er schreibt, ist genau planbar, komponierbar, gar revidierbar – letzteres so sehr, daß der Empfänger gar nicht merken muß, daß revidiert worden ist (ein ganz entscheidender Unterschied zur Mündlichkeit).

Unter diesen Bedingungen haben sich in der Tradition unserer Kommunikation unterschiedliche sprachliche Inventare und Register für die Bewältigung der Erfordernisse von Mündlichkeit und Schriftlichkeit etabliert. Auch hier nur Stichworte: In gesprochener Sprache finden sich häufiger Satzabbrüche oder verkürzte Sätze; Einschübe kommen vor, die den Gedankengang unterbrechen oder dessen Richtung verändern; redeleitende Partikeln, Interjektionen (je nach Einschätzung als »Füllwörter« geschmäht oder als »Würzwörter« geehrt) spielen eine große Rolle; Nebenordnung der Aussagen gilt, nicht logisch gliedernde Unterordnung; bei der Wortwahl hält man Ebenen nicht durch, Wortfragmente und Wiederholungen sind nicht verpönt – und das alles wird in der Situation des Miteinander-Redens keineswegs als defizitär empfunden. Demgegenüber bedient sich gepflegte Schriftlichkeit – jedenfalls tendenziell – stärker geplanter Sprache: Die Sätze sind vollständig, es gibt komplexe, konstruierte Gefüge, strengere Orientierung an der Grammatik gilt, begründetere Wortwahl, Variation des Ausdrucks.

In neuerer Zeit – in den letzten 120 Jahren – scheint es nun (das legen

H. Eggers nahe) die deutliche Tendenz zur Einebnung der Differenzen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu geben. An Einzelheiten hat H. Eggers (was die hier relevanten Gesichtspunkte betrifft) u. a. herausgearbeitet, daß es in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache Neigung zu relativ kurzen Sätzen gibt, Tendenz zum Verzicht auf Satzgefüge, der Gebrauch von einfachen Hauptsätzen nimmt stark zu, und gegen die Verwendung von Äußerungen, die nicht die Form von korrekten, vollständigen Sätzen haben, gibt es keinen starken Widerstand (vgl. H. Eggers: Deutsche Sprache im 20. Jahrhundert. München 1973, 29–44). Das bedeutet: Die Einebnung der Differenzen läuft sehr einseitig zu Lasten konstitutiver Merkmale der »klassischen« Schriftlichkeit.

Ich vermute nun, daß just an dieser Stelle eine oder gar die rationale Basis für das Gefühl liegt, es gebe in unserem Sprachgebrauch bedenkliche Mängel: Prinzipien der Mündlichkeit verpflichtetes Schreiben wird als schlechtes Schreiben empfunden.

Ich vermute weiter: Verzicht auf subtile grammatische Durchstrukturierung in Perioden und Tendenz zu kurzen, einfachen Sätzen ist ja nicht von vornherein und an und für sich etwas Bedenkliches. Verbunden damit ist aber wohl mehr: Die alte Schreibtradition kannte ein gut ausgebautes System von Mitteln der Satzverknüpfung, insbesondere in der Periode. Im Mittelpunkt dieses Systems standen die Konjunktionen und Adverbien, bezogen auf bestimmte Teilsatz-, vor allem Nebensatzbereiche. Kausalsätze, Konditionalsätze, Finalsätze, Konsekutivsätze, Konzessivsätze usw. wurden hier unterschieden – und mit bestimmten Nebensatzarten auch unterschiedliche – kategoriale – Möglichkeiten, Aussagen bzw. Teilaussagen zueinander in Beziehung zu setzen. Diese Möglichkeiten wurden in einem stark reflexionsorientierten Sprachunterricht (der freilich immer nur einer kleinen Elite angeboten wurde) vermittelt; er war an Prinzipien der Schriftlichkeit ausgerichtet und wurde unterstützt durch den Lateinunterricht. Mit der Abkehr von spezifischen Traditionen der Schriftlichkeit und der »Vermündlichung« unseres Schreibens ergeben sich notgedrungen Veränderungen auch hier, konkret: In gesprochener Sprache sind explizite Mittel der Satzverknüpfung nicht so üblich (weil nicht so notwendig) wie in geschriebener Sprache – es gibt andere Mittel der Verständnissicherung. In geschriebener Sprache stört ihr Fehlen – oder ihr falscher Einsatz. Ersteres braucht keinen Beleg. Für letzteres mag die folgende Sequenz aus einem Einladungsschreiben stehen:

Am ... feiert unser Institut sein 25jähriges Bestehen. Wir würden uns freuen, wenn Sie diesen Tag mit uns begehen würden, und deshalb möchten wir Sie aus diesem Anlaß einladen.

Mir geht es im vorliegenden Zusammenhang um den letzten (gesperrt gesetzten) Teilsatz: Wenn wir so reden, fällt das den wenigsten auf. Der doppelte Anlauf (*deshalb, aus diesem Anlaß*) ist in der Mündlichkeit (und das heißt: unter ihren spezifischen Planungsbedingungen) nicht gerade vorbildlich, aber möglich. Anstößig wird es in geschriebenen Texten, unter den komfortablen Planungsbedingungen der Schriftlichkeit.

Könnte es sein, daß Klagen über Sprachverfall hier eine Basis haben?

Unter der Voraussetzung, daß meine Vermutung zutrifft, läge mir daran, daß die Dinge nicht sich selbst überlassen bleiben; denn eine Kultur der geschriebenen Sprache ergibt sich nicht von selbst, Schriftlichkeit braucht unsere Sorge.

Horst Sitta